

Feuilleton

HITCHCOCK

50 Jahre Psycho

VON ULRICH SEIDLER*

Sie kennen das: Auf einmal ist einer der beiden Schokoriegel, die einsatzbereit auf Ihrem Schreibtisch liegen, weggefressen. Sie stürzen dem Kollegen, der eben das Zimmer verlassen hat, hinterher und stellen ihn zur Rede. „Ich war's nicht“, sagt er und spricht wohl nur, um die Kaubewegung zu überspielen; klebt da im Mundwinkel nicht noch etwas Schokolade? Und im Gefühl, für eine gerechte Sache zu kämpfen, setzen Sie nach: „Natürlich warst du das!“, auf dass dieser ein ernstes Gesicht macht, schluckt und zu einer Erklärung ansetzt, deren Popularität wir dem Filmregisseur Alfred Hitchcock und seinem Thriller „Psycho“ verdanken, der heute vor fünfzig Jahren seine Premiere feierte.

Der dunkle Held des Films ist Norman Bates (Anthony Perkins), der nicht nur Vögel ausstopft, sondern auch die eigene, aus Eifersucht umgebrachte Mutter. Letzter Umstand hält ihn nicht davon ab, in Person der Toten die hübsche Sekretärin Marion Crane (Janet Leigh) in der Duschkabine (Vorhang, Streicher, Blut) abzustecken. Hinterher weiß er, wie der Kollege, von nichts.

Hinsichtlich des Schokoriegels kann man also von Glück sagen, aber es geht ums Prinzip. „Ich leide“, sagt der Kollege und verbessert sich, „wir leiden unter einer dissoziativen Identitätsstörung.“ Aha, einer von denen. „Kann sein“, erklärt er, „dass eine von meinen abgespaltenen Persönlichkeiten deinen Schokoriegel geklaut hat. Ich weiß von nichts. Wenn du den Dieb triffst, sag ihm, dass ich es leid bin, Verantwortung für ihn zu übernehmen. Den Riegel ersetze ich dir natürlich.“ Um nicht dazustehen, wie ein mitleidloser Geizknochen, sagt man kleinlaut: „Nee, lass mal.“

Spätestens, seitdem Norman mit der angenommenen Identität seiner eifersüchtigen Mutter das Messer schwang und seiner eigenen Person ein Liebesabenteuer vermasselte, ohne dabei gewesen zu sein, ist die Welt um ein ganzes Spektrum an Ausreden reicher.

Nun erfahren wir aus einem dpa-Expertengespräch, dass unser Zweifel berechtigt war, denn dieses psychologische Phänomen ist „extrem“ selten. Der befragte Psychologe führt aus: „Plötzlich tauchten überall die Fälle auf mit Menschen, die zum Teil Dutzende Persönlichkeiten haben wollten. Es gibt dieses Krankheitsbild, und ich möchte niemandem Unrecht tun, aber die Häufung war schon sehr unwahrscheinlich.“ Meine Rede, der Kollege muss zahlen.

Aber es erklärt nicht, warum der zweite Schokoriegel verschwunden ist, ohne dass irgendjemand hier war. Und woher kommt (Vorhang, Streicher, Blut) dieser klebrig-süße Geschmack in meinem Mund?

* Kein Pseudonym, ehrlich

Beim Barte des Göttlichen

Auferstanden aus seiner eigenen Legende: Unser Diego Maradona, Trainer und Dichter

VON ARIEL MAGNUS

Gott trägt Bart. Das wissen die Argentinier, die ihn dementsprechend liebevoll *barbudo*, der „Bartträger“ nennen. Besonders häufig wird dieser Kosename von seinem illegitimen Sohn Diego Armando Maradona benutzt, der zu dieser WM, als einziger Trainer des Turniers und wahrscheinlich einer der wenigen in der Welt, einen Vollbart trägt. Es ist dazu ein schöner Bart, nicht nur, weil die weiß befleckte Behaarung erstaunlich gut zu seinem Gesicht passt. Der Hintergrund seines Outfits ist nämlich, dass Maradona von seinem Hund in die Oberlippe gebissen wurde, weshalb er genäht werden musste und man ihm empfohlen hat, sich für eine Weile an dieser Stelle nicht zu rasieren. Der Hund von Diego heißt Bella, die Schöne.

Aus der Not eine Tugend zu machen, war immer Maradonas Talent, auch innerhalb des Fußballfeldes. Genau genommen ist es genau das, was man von einem Fußballspieler erwartet: dass er das Problem Ball so gut wie möglich in die Chance Tor umsetzt. Bekannterweise hat dies Maradona mit so viel Kunst geschafft, dass man die Not dahinter gar nicht wahrnahm. In Falle seines Bartes sieht man zum Beispiel nicht, dass er sich zunächst einen Schnurrbart hatte wachsen lassen, wie so viele andere Trainer auch. Aber Schnurbärte tragen in der argentinischen Vorstellung eher Militärs und Polizisten.

Der Barbar

Nichtsdestotrotz sind viele der Meinung, statt des *barbudo* sei Diego eher ein Barbar. Das ist insofern richtig, als „barbarisch“ auf Argentinisch meist als Ausdruck von Bewunderung, im schlimmsten Fall als zärtliche Rüge gilt. Und im Sinne von „unzivilisiert“ ist es auch insofern treffend, als dass Maradona stets die Konventionen innerhalb und außerhalb des Spiels zu durchbrechen versucht hat. Nur falsch ist diese Bezeichnung, wenn man sie im Sinne von „ungebildet“ benutzt, denn unsere 10 ist einer der wenigen argentinischen Fußballspieler, der ein Buch geschrieben hat. Nun gut, selbst hat er es nicht geschrieben, es waren ein paar Journalisten, die seine Stimme aufs Papier brachten. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass auch der mit etwa fünfzig vollständig erblindete Jorge Luis Borges viele seiner Bücher nicht mehr selbst schreiben konnte. Und dass man Bildungslücken, die aus Armut entstehen, ebenso wie Blindheit als einen Schlag des Schicksals deuten sollte.

Maradona als Ikone des Gastlandes Argentinien bei der diesjährigen Buchmesse in Frankfurt wäre deswegen nicht so fehl am Platz gewesen. Nicht nur hat er dieses faszinierende Buch „El Diego“ veröffentlicht, in dem ein end-



AP/MARTIN MEISSNER

Diego Maradona während des Spiels gegen Nigeria in Johannesburg

Ariel Magnus

Der argentinische Schriftsteller hat in Deutschland studiert und lebt in Buenos Aires. Der 35-Jährige hat für seinen Erzählungsband „Ganar es de perdedores“ („Gewinnen ist was für Verlierer“, 2010) den „Tractatus“ des Philosophen Wittgenstein in die Sprache des Fußballs übersetzt.

loser Schatz an Redewendungen und Pointen unseres gesprochenen Spanisch für die Nachwelt aufbewahrt ist – würde Argentinien nach der Messe von der Landkarte verschwinden, was in gewisser Hinsicht auch der Fall sein wird, könnte nach der Jargon

Auf Deutsch ist von Ariel Magnus soeben der Roman „Ein Chinese auf dem Fahrrad“ erschienen. Auch dort geht es in mehreren Kapiteln um Fußball, und das Finale der Geschichte spielt, wie sollte es anders sein, im Stadion. Kiepenheuer & Witsch, 251 S., 17,95 Euro

seiner Bewohner mittels Maradonas Buch rekonstruieren. Es gelingt ihm sogar in seinen unzählbaren Interviews und Pressekonferenzen, immer wieder sprachliche Neuerfindungen ins Spiel zu bringen. Wie für Borges, dessen öffentliche Reden einen wichtigen

Teil seines Oeuvres bilden, ist auch für Maradona die Sprache nicht nur ein Informationsträger, sondern vielmehr ein Ort der spielerischen Phantasie.

Der Ball bleibt sauber

Weltberühmt für die Magie seines linken Fußes wie auch seiner linken Hand, dazu Drogenabhängiger, Kritik-Verweigerer und bodenlos arrogant – wie normale Künstler halt so sind – schafft es unser Nationalball-Dichter jedes Mal wieder, sein Publikum zu überraschen. Manchmal versteht man nicht so genau, was er meint: „Ich habe mich geirrt und dafür bezahlt“, sagte er bei seinem Abschiedsspiel, „aber der Ball wird nicht schmutzig“. Manchmal versteht man es nur allzu gut, obgleich er es nicht direkt sagt: „Ihr könnt ihn weiterlutschen“, bot er den Journalisten an, als Argentinien die Qualifikation zur WM schaffte. Und wer glaubt, Borges sei nie so ordinär gewesen, der sollte sich dessen Äußerungen über den Tangosänger Carlos Gardel ansehen, den er schlichtweg als „Tunte“ bezeichnete. Aber genug der Vergleiche, sonst werden wir womöglich zu dem Schluss kommen, der einzige Unterschied zwischen beiden sei, dass Borges keinen Bart trug.

Natürlich meinen die zivilisierten Kritiker, all diese Vergleiche und überhaupt die Vergöttlichung eines Fußballspielers sprächen nicht für Maradona, sondern eher gegen die Argentinier. Mag sein. Leute oder Länder über alles zu setzen, hat sich schon häufiger als schlechte Idee erwiesen. Doch der Schaden ist schon angerichtet, und zwar durch jene Metapher der Hand Gottes. Mit dieser hat sich Diego zu dem gemacht (sein zweiter Name „Armando“ heißt eben „bastelnd“, „errichtend“), als was man ihn heute sieht – ein Gott für seine Anbeter.

Der Meister der Selbsterfindung hätte auch dort bleiben können, wohin ihn seine Karriere als Fußballspieler gebracht hatte. Aber er hat sich entschieden, seinen ganzen Ruhm als Spieler jetzt als Trainer zu riskieren. In einem WM-Spot für die Krankenversicherung, die ihn vor gar nicht so langer Zeit erst aus dem Jenseits zurückgeholt hat, hört man ihn genau das sagen: Er könnte es sich in seiner eigenen Legende bequem machen. „Doch das wäre nicht ich.“

Das Wunder, dass unser D10 (Dios/Gott plus 10) nun einen Messias namens Lionel Messi bekommen hat, kann seine Heiligensprechung nur beschleunigen. Der Bart der Nation hat nun sieben Tage Zeit, um sich wieder zu erfinden, und zwar als Gott Gottes. Und auch wenn man glaubt, Diego sei nicht der fleißigste Arbeiter, so beten wir dafür, dass er bei dieser Woche eine Ausnahme macht: sechs Tage soll er schuften, und am siebten nicht ausruhen.

NACHRICHTEN

Neuer Tate-Chef aus München abgeworben

LONDON. Der Leiter des Hauses der Kunst in München, Chris Dercon, wird neuer Direktor der zehn Jahre alten Tate Modern in London. Der 52-jährige Belgier werde im Frühjahr 2011 antreten, teilte die Tate mit. Dercon löst den bisherigen Direktor Vicente Todoli (52) aus Spanien ab. Herausforderung für den Kunsthistoriker Dercon wird der Anbau des berühmten Kunstmuseums sein, der bis 2012 fertig sein soll. (dpa)

Fußball-Lieder übernehmen die Charts

BADEN-BADEN. Die Songs zur Fußballweltmeisterschaft haben die Grand-Prix-Siegerin Lena Meyer-Landrut mit ihrem Hit „Satellite“ vom Thron der Single-Charts gestoßen. Neuer Spitzenreiter ist K'naan mit „Wavin' Flag“, gefolgt von Shakira mit dem offiziellen Fifa-WM-Lied „Waka Waka“, teilte Media Control mit. (ddp)

Anzeige

Urania
Do, 17.06., 19.30 Uhr, Vortrag
Woher kommt die Energie der Zukunft? Eintritt frei
Dr. Michael Weinhold
Tel. 218 90 91 www.uranias.de

Filmemacher Jerzy Stawinski in Warschau gestorben

WARSCHAU. Der polnische Schriftsteller und Drehbuchautor Jerzy Stefan Stawinski ist am Sonntagabend 88-jährig in Warschau gestorben. Er war Mitbegründer der „polnischen Filmschule“, die sich mit dem politischen Tauwetter nach Stalins Tod 1953 und der Kriegsproblematik beschäftigte. Nach Stawinskis Drehbuch drehte Andrzej Wajda den Film „Der Kanal“ (1956) über das Schicksal polnischer Aufständischer beim Warschauer Aufstand 1944 und gewann die Silberne Palme in Cannes. Stawinski hatte selbst am Kampf gegen die deutsche Besatzung teilgenommen; er kam in deutsche Gefangenschaft. (dpa)

Erbitterter Streit um Larsson-Erbe geht weiter

STOCKHOLM. Der erbitterte Streit um das Millionenerbe des schwedischen Krimiautors Stieg Larsson mit seiner „Millenniums-Trilogie“ geht weiter. Der Bruder des 2004 gestorbenen schwedischen Autors, Joakim Larsson, sagte am Dienstag in Stockholm, monatelange Verhandlungen mit Larssons Lebensgefährtin Eva Gabrielsson seien ergebnislos geblieben. Sie lehnte das Angebot von 2,1 Millionen Euro und einem Sitz im Beirat zur Verwaltung des literarischen Larsson-Erbes brüsk ab. (dpa)

BERLIN-PLANER: POP
heute auf Seite 23

MEISTERWERK

Von Saba bis Ginfizz: Das rückläufige Wörterbuch

VON JAN FAKTOR

Es klingt etwas übertrieben – ich sage es aber trotzdem: Das „Rückläufige Wörterbuch“ von Prof. Erich Mater hat mein Leben nachhaltig verändert. Dabei bedeutet dieser lexikalische Schatz vielen überhaupt nichts, sie kennen das „RW“ nicht einmal. Mich begleitet es dagegen seit Anfang der 1980er-Jahre und hat mir nicht nur geholfen, mich im deutschen Sprachlabor frei zu bewegen, es hat mir auch Material für viele experimentelle Texte geliefert. Für diejenigen, die immer noch nicht wissen, wo-

von ich spreche: Das Wörterbuch beginnt mit: „Saba / Elba / Kuba / Tuba / Basstuba / Yucca / da ...“ Ein Stück weiter heißt es: „Borussia / Malaysia / Tertia / Obertertia / Via / Batavia / Monrovia / Razzia / ja / Aja / Himalaja“ Logischerweise endet das Werk mit den Komposita auf -jazz, in der Ausgabe von 1965 mit dem Wort „Negerjazz“.

Dass die hier versammelten etwa 140 000 Wörter der deutschen Sprache auf 700 Seiten konsequent von hinten (vom Wortende bis zum Wortanfang hin) sortiert und selbstverständlich rechtsbündig gesetzt sind, ist keine bloße Spielerei. Es ist kein Abfallprodukt irgendeiner Lochstreifen- und Lochkartengestützten Freizeitbeschäftigung. Es war viel Hintergrundwissen und Akribie nötig, um dank der damals relativ einfachen Sortiermaschinen dieses ungewöhnliche Buch vorlegen zu können.

Man kann es überall aufschlagen, um überrascht zu werden. Man kann die normalerweise etwas streng aufgebaute deutsche Sprache einmal ganz anders – auch als absurd – erleben. In vier Spalten stehen hier untereinander nackte, kaltblütig geordnete Wörter ohne Erläuterungen. Hier rückt dank des alphabetischen Zwangs alles zusammen – auch das, was NICHT zusammengehört; bis es an den schönhässlichen Übergängen nur so kracht. Beim Überfliegen der Spalten muss ich bis heute oft auflachen, wenn sich mir aus den sturen Reihen dümmliche Sätze aufdrängen. Der Vertragscharakter der Sprache springt einem sowieso dauernd in die Augen. Man

U N T R E I R C M h



EUGEN HOFFE

stolpert über Alltagswörter, die einem plötzlich nichts sagen – sie wirken plötzlich wie zusammenwürfelte Buchstabenhaufen (lari-fari, Kalahari, pari, Charivari, Kolibri, Halodri, Flammeri, Harakiri, Lori, Regeldetri, Bistouri, quasi, Swasi, Gspusi, Vati, Haiti, Wapiti, avanti).

Natürlich hat Prof. Mater in den 1960er-Jahren nicht etwas vollkommen Neues erfunden, sogenannte Reimwörterbücher (in denen kam allerdings nur „Brauchbares“ in die Tüte) gab es schon lange. Sein großer Verdienst bestand seinerzeit darin, dass er einige Sortiermaschinen sinnthemmt-bedeutungsfreie Großaufgaben ausführen ließ. Und Prof. Mater war der Erste, der auf diesem Feld aktiv wurde. In der

Bundesrepublik gab es dieses Wörterbuch nicht – ein klarer Vorteil für die experimentelle Lyrik im Osten. Sätze: wie „Auf Kai ein Lakai schreibt im Mai ein Essai“ habe ich nie geschrieben, auch nicht, dass ein Rabbi ein Alibi in der Wüste Gobi fand, nachdem sein Bubi beim Kadi oder Efendi vor der Reise nach Burundi keinen Gaudi hatte.

Ich benutze das Wörterbuch immer wieder statt eines Synonymwörterbuchs. Wenn ich mich beispielsweise über alle Arten von Geschossen informieren möchte, kann ich dort alle 38 Geschosse durchgehen und mir für den Feind (23 an der Zahl) das passende aussuchen. Und wenn ich eine Wortvariante mit gleichem Grundwort suche, kann ich auch schnell nachschauen. Dank meiner jahrelangen Beschäftigung habe ich keine Probleme damit, Wörter von hinten als alphabetisierbare Gebilde zu sehen. Nicht

nur viele Übersetzer können sich ihre Arbeit ohne das RW nicht vorstellen; Uwe Johnson, Franz Mon, Arno Schmitt haben sich mit ihm beschäftigt, Oskar Pastior hat das RW 1999 in der Zeit als sein „Jahrhundertbuch“ bezeichnet.

Prof. Erich Mater hat es in den 1990er Jahren unter großem persönlichem Einsatz geschafft, sein Wörterbuch in das neue Zeitalter hinüberzuretten. Das „Rückläufige Wörterbuch“ wurde auf fast 200 000 Einträge erweitert, mit einem verfeinerten Algorithmus neu durchsortiert und erschien 2001 im Verlag Straelener Manuskripte auf CD-ROM. Das letzte Wort lautet jetzt Ginfizz.

Der Schriftsteller Jan Faktor ist in Prag geboren und lebt in Berlin, zuletzt erschien sein Roman „Georgs Sorgen um die Vergangenheit“ (Kiwi).